

etwas ganz anderes als die von der jungfräulichen Mutter Maria? Wenn ja, warum gebraucht man dann nicht auch andere Worte, um dieses andere deutlich zum Ausdruck zu bringen? Wenn nein, dann könnten die mariologischen Mysterien im Lichte einer gut patristischen Ekklesiologie vielleicht doch noch besser dargelegt und vielleicht auch verstanden werden, als dies in dieser *Quaestio* geschehen ist.⁵

Franz-Josef Steinmetz, Rom

⁵ Vgl. F. J. Steinmetz, *Bräutigam-Gott und Braut-Schöpfung*. In: *Der große Entschluß* 22 (1967) 389–392.

BUCHBESPRECHUNGEN

Religion und Weltanschauung

Zirker, Hans: Christentum und Islam, Theologische Verwandtschaft und Konkurrenz. Düsseldorf, Patmos 1989, 204 S., geb., 29,80 DM.

Hans Zirker, katholischer Theologe an der Universität/Gesamthochschule Duisburg, legt in diesem Werk eine theologische Systematisierung vor, die zu einem besseren Verständnis von Christentum und Islam führen soll. In sieben Schwerpunkten geht er Verständnisvoraussetzungen und Verständigungsinteressen an, um in einem zweiten Abschnitt über die Schwierigkeiten des Verhältnisses von Christentum und Islam zu schreiben, die gerade in der strukturellen Verwandtschaft beider Religionen liegen. Als katholischer Theologe prüft er dazu, in einem dritten Teil, die Äußerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils über die nichtchristlichen Religionen, um von daher in einem vierten Schwerpunkt am jeweiligen Geschichts- und Schriftverständnis der beiden Religionen christliche und islamische Normen zu präzisieren. Wo eine Normierung durch die heiligen Schriften stattfindet, muß über notwendige Spielräume späterer Verarbeitungen nachgedacht werden, was Zirker in seinem fünften Teil tut und dabei der Rolle der Überlieferung sowie der Autorität verschiedener religiöser Instanzen ausführlich nachgeht.

Das führt schließlich zu den letzten beiden Kapiteln, nämlich der Frage nach den Endgültigkeitsansprüchen einerseits und den Möglichkeiten religiöser Verständigung angesichts nicht nur unterschiedlicher, sondern miteinander rivalisierender Geltungsansprüche andererseits.

Schon im Vorwort steckt H. Zirker den Rahmen ab: „Es geht insgesamt immer wieder darum, ob und wie die Religionen in der Lage sind, einerseits *Orientierung* – dies heißt notwendigerweise auch: *zuverlässige Sicherheit* – zu stiften und andererseits zugleich einen Raum *komunikativer Freiheit* offenzuhalten“ (11). Da Zirker ein fundamentaltheologisches Interesse hat, die beiden Religionen in Beziehung zu setzen, muß er notwendigerweise auf die Absolutheitsansprüche beider Glaubensweisen kommen, die er aber lieber im Sinne von Geltungsansprüchen in mehr oder minder großer Endgültigkeit artikuliert. „Das Ziel ist vielmehr, einerseits auf dem Umweg über die Wahrnehmung des Islam die Verantwortbarkeit des christlichen Glaubens, seine Mitteilbarkeit auf mögliche Zustimmung hin zu untersuchen, dabei aber auch andererseits auf Seiten des Islam die Momente herauszuarbeiten, mit denen er bei der Behauptung seines Geltungsanspruchs dem Christentum gegenüber besonders rechnen müßte“ (17).

Nun hat die strukturelle Verwandtschaft von Christentum und Islam in der Geschichte der Begegnungen beider Religionen eine faktische Konkurrenz zur Folge (26) bis dahin, daß der Islam gewissermaßen als eine Revision der Christentumsgeschichte zu verstehen ist (28).

In der Spannung von verbindlichem Dialog und Wahrheitssuche (40f) spitzt sich die Fragestellung letztlich auf die geschichtliche Bedingtheit nicht nur der heiligen Texte wie Koran und Bibel zu, sondern nötigt immer wieder, bestimmte Erkenntnisse oder Dogmen der geschichtlichen Relativität entziehen zu wollen (123). Allein Mystik und freie Spiritualität beider Religionen verweigern sich endgültigen Geltungsansprüchen im Blick auf andere Glaubensweisen. Tatsache aber ist, daß nicht nur dem Christentum, sondern auch dem Islam ein erhebliches Konfliktpotential innewohnt (127) und daß damit beiden Religionen ständig neue Schwierigkeiten entstehen. Das führt, sowohl im Christentum wie im Islam zu Abspaltungen und Sekten. Versucht man die Gemeinsamkeiten und Unterschiede theologischen Denkens und zugleich den Universalitätsanspruch der beiden Religionen zu formulieren, so zeigt sich, daß auf der einen Seite, jetzt stärker katholisch vom Autor durchgeführt, das kirchliche Lehramt und auf der anderen Seite eine wenig flexible Koranexegese das Näherkommen der beiden Religionen und das interreligiöse Gespräch einigermaßen erschwert.

Die Ehrlichkeit dieser Vergleiche ist nicht nur ermutigend, sondern zeigt vielmehr an, daß Absolutheitsansprüche der Religionen sehr leicht zu Diskriminierung führen (auch ein fehlendes Lehramt kann solche Verabsolutierungen nicht vermeiden, 174). Ein sinnvoller Dialog und eine verantwortliche Begegnung der beiden Religionen, so zieht Zirker die Konsequenz, kann eigentlich nur dadurch geschehen, daß auf der Suche nach der endgültigen Wahrheit der Irrtum nicht ausgeschlossen ist. Hier haben beide Religionen noch erheblich zu lernen. Zirker führt das am Beispiel der Menschenrechte vor, um deutlich zu machen, daß Säkularisierung mehr ist als eine „areligiöse kulturelle Mentalität“ (187).

Ich habe das Buch recht nachdenklich aus der Hand gelegt, weil es die Sackgassen religiöser Wahrheitsansprüche so beeindruckend in beiden Religionen aufzeigt, aber auch, weil es sehr wenig Antworten gibt, wie aus diesen Sackgassen tatsächlich herauszukommen ist. Der Gedanke einer beide Religionen übergreifenden Humanität relativiert Glaubensaussagen allzu offenkundig und läßt sich im interreligiösen Dialog m. E. nicht durchhalten. Dennoch sollte den friedensfördernden Kräften in den heiligen Büchern beider Religionen endlich die nötige Beachtung geschenkt werden.

Reinhard Kirste

Tagore, Rabindranath: Auf des Funken Spitze. Weisheiten für das Leben. Ausgew., übers. und eingel. von Martin Kämpchen. München, Kösel 1989, 128 S., geb., DM 29,80. –.

Sri Ramakrishna: Setze Gott keine Grenzen. Gespräche des indischen Heiligen mit seinen Schülern. Übers., ausgew. und eingel. von Martin Kämpchen (Texte zum Nachdenken. Hg. Gertrude und Thomas Sartory). Freiburg, Herder 1984, Tb., DM 7,90.

Sri Ramakrishna: Ein Werkzeug Gottes sein. Gespräche mit Schülern. Übers., ausgew. und eingel. von Martin Kämpchen (Klassiker der östlichen Meditation 4. Spiritualität Indiens. Hg. Martin Kämpchen). Zürich, Benziger 1988. 214 S., geb., DM 28,–.

Ein Großteil der religiösen Literatur aus Indien, buddhistisch oder – wie hier – hinduistisch erreicht uns über englische Übersetzungen. Kämpchen macht darauf aufmerksam, wieviel dabei „von der heiteren Kindlichkeit der Sprechweise verloren“ geht, selbst wenn ein bengalisch sprechender Inder für das Englisch verantwortlich zeichnet. Seine Übersetzungen aber stammen aus der Ursprache und versuchen „so sachgetreu wie nur möglich zu sein, um dabei viel von der Atmosphäre des Originals in die deutsche Sprache hinüberzutragen“ (3,25).

1. Man sollte mit dem wunderschönen Band Tagores beginnen. Die Synthese von

Bildern aus Indien (Natur, Landschaft, Menschen, Gesichter) und Aphorismen des indischen Nobelpreisträgers von 1913 für Literatur (1861–1941) ist beispielhaft gelückt. Inhaltlich stehen diese „Vierzeiler“ (auch mal 2, 3 oder 8 Zeilen) nahe beim Naturerlebnis, leben aber weder aus dem sarkastischen Humor der Zen-Koans noch der Verschmitztheit der chassidischen Sprüche, noch der hintergründigen deutschen Metaphysik. Es sind ruhige Weisheitssprüche, die Augen und Ohren für eine lebendige Erfahrung öffnen. Formal gelingt Kämpchen nun tatsächlich eine Sprache, der man nichts mehr von Übersetzung anmerkt und die zugleich durch und durch poetisch klingt – in den Bildern, im Rhythmus und gelegentlich sogar im Endreim. Auch wer des Bengalischen nicht mächtig ist, spürt, daß hier eine kongeniale Nachdichtung gelang, die von den Schwarzweißfotos noch unterstrichen wird; man begegnet der Weisheit eines ganz großen Menschen.

2. und 3. Sri Ramakrishna (1836–1886) steht am Beginn des Neo-Hinduismus. Er gilt als Heiliger indischer Religiosität. Ab 1856 war er Tempelpriester der Göttin Kali. Sein Leben ist von Ekstasen (auch einmal eine Begegnung mit Jesus Christus) begleitet und viele Schüler lauschten seiner Rede. Einer von ihnen, Mahendranath Gupta (er nennt sich M) hat die letzten Gespräche tagebuchmäßig aufgezeichnet und später in fünf Bänden veröffentlicht. Kämpchen bringt eine Auswahl aus dem 1. (vgl. 2,24: „den größten und wichtigsten Teil“) und aus dem 2. und 3. (vgl. 3) Band. Neben längeren Einleitungen zu jedem Band gibt er, wenn nötig, Erläuterungen zu den einzelnen kurzen Abschnitten. Wir werden von ihm so nahe wie nur möglich an die authentischen Quellen geführt.

Ramakrishna versuchte eine Synthese aller Religionen zu leben (was spätere, Vivekananda, Radhakrishna, Aurobindo, auch theoretisierten), kehrte aber immer zur Liebes-Verehrung (Bhakti) der Göttin Kali zurück; ihr diente er als Priester in Dakshineswar. Wir stehen vor einem liebenswürdigen, weisen und humorvollen Menschen, der ganz aus seiner Gotteserfahrung (manchmal auch im pantheistischen Stil des advaita) lebte. In seinen Gesprächen

mit M. und anderen erfahren wir mehr von indischer Geistigkeit als in den theoretischen und vermeintlich praxisnahen Schwärmereien der immer noch hochgehenden Indien-Welle. Nicht verschweigen darf man aber die Distanz zum Geschlechtlich-Materiellen, die Ramakrishna trotz aller verständnisvollen Duldung lebte (seine Ehe blieb unvollzogen; Geld und Frau sind die Feinde der Kontemplation). Mit dem Blick auf die christliche Tradition hätte ich an diesem gewiß wahren, hinduistischen Heiligen den großen, wenn auch oft nur schwer namhaft zu machenden Unterschied von den „Begleiterscheinungen“ (Ekstasen, Erkenntnisse, Gefühle) und dem Herzen der Mystik (Betroffensein von Gott) noch stärker herausgestellt. Gerade die lautere Religiosität Ramakrishnas lässt diesbezügliche Grenzverwischungen und damit auch das christliche Zeugnis offensichtlich werden. Aber solche kritischen Beobachtungen sollten nicht das Ergriffensein von diesem mystischen Zeugnis mindern.

Josef Sudbrack SJ

Franziska C. Rehbein: Heil in Christentum und afro-brasilianischen Kulten. Bonn, Borengässer 1989. 214 S., kart., DM 28,-.

Die deutsche Sozialwissenschaftlerin und Theologin Sr. Franziska C. Rehbein SSpS legt mit diesem Buch ihre Promotionsarbeit an der Katholischen Universität von Rio de Janeiro vor. Als frühere Direktorin und Dozentin des theologischen Instituts der Diözese Ilhéus und jetzige Provinzoberin in Nordbrasilien füßt sie darin mit viel Fachkompetenz ihre Studien über den Heilsbegriff und die Heilspraxis in der Religion des Nagô-Volkes zusammen. Diese stellt stellvertretend für die afrikanischen Frömmigkeitsbewegungen, die sich in Brasilien seit der Zeit der Sklaverei in den sogenannten „afro-brasilianischen“ Kulten erhalten haben.

Da die vorliegende Studie entscheidende Kenntnisse über die Religiosität der schwarzen Menschen vermittelt, kommt ihr ein wichtiger Stellenwert für die Missions- und Pastoralarbeit in Brasilien zu. Die Zahl derer, die die Kultstätten des Candomblé, eines von der Autorin exemplarisch vorge-

stellten afro-brasilianischen Kultes, besucht, nimmt besonders in den großen Städten rapide zu.

Das Buch ist übersichtlich in vier Teile gegliedert, von denen der erste die Wurzeln der Nagô-Religion, die afrikanische Weltansicht und die stark gemeinschafts- und ritusbetonte Lebensweise betrachtet. Anschließend werden die meist synkretistischen Frömmigkeitsformen in Brasilien nach der gewaltsamen Verpflanzung in die Sklaverei vorgestellt. Die Volksreligiosität ist bestimmt durch ein besonders ganzheitlich-dynamisches und symbolisch-intuitives Verständnis der Wirklichkeit, die sich in einem ständigen unsichtbaren Kräftefluß zwischen allen Geschöpfen vollzieht. Dieser erhält die geheimnisvolle Lebenskraft, die an die eigenen Nachkommen weitergegeben wird. In dieser Lebenskraft gründet die Verheißung, als Ahne unsterblich zu werden.

Im zweiten Teil werden der Heilsbegriff und die entsprechende Praxis in der Nagô-Religion noch konkreter. Ausgehend von der Grundüberzeugung, daß das Heil, die Befreiung vom Übel im weitesten Sinn, das erklärte Ziel aller Religionen sei, und daß so gesehen alle Religionen wesentlich heilbringend seien, stellt die Verfasserin den tiefen Glauben der Schwarzen an den einen Schöpfergott und seine Offenbarung in der Natur dar. Durch sein Sein nimmt der Mensch teil am Kosmos. Er lebt besonders durch die Riten in Gemeinschaft mit der sichtbaren und unsichtbaren Welt, die sich ständig gegenseitig beeinflussen. Die Initiations- und Opferriten, die an bestimmten Kultstätten des Candomblé stattfinden, schildert Sr. F. Rehbein als sehr beeindruckend.

Nach einem dritten Teil, der das Heil in Christus behandelt, wird im vierten Teil das Heilsverständnis des Candomblé und des Christentums gegenübergestellt. Um welches Verhältnis handelt es sich? Die Autorin spricht von: „Das Vorspiel und die Fülle“ (162).

Neben gewissen Entsprechungen und Ähnlichkeiten, z. B. dem Glauben an den einen transzendenten Schöpfergott oder dem blutigen Opfer, verbunden mit der Befreiung des Altars und des Volkes, das als „gemeinsames Erbe der alten Religio-

nen“ (77), etwa auch im Alten Testament zu finden ist, werden zunehmend die Unterschiede, besonders in der Eschatologie, aber auch in der Sakramentenlehre klar: „Denn während sich die Praxis der Nagô-Religion auf die rituelle Handlung konzentriert und durch sie eine mythische Vergangenheit wiederherzustellen sucht, besteht die Heilspraxis des Christentums in der historischen Handlung, die auf die Zukunft ausgerichtet ist.“ (205) Hier liegt die aktuelle, besonders gesellschaftlich-politische Brisanz des Theams: Ohne die Überwindung der primär an einer mythischen Vergangenheit orientierten Candomblé-Praxis kommt es zu keiner so notwendigen Infragestellung der herrschenden ungerechten sozio-ökonomischen Strukturen.

Da der Mensch ein geschichtliches und soziales Wesen ist, wird die Form seiner Beziehung zu Gott durch die jeweilige kulturelle Umwelt geprägt. So wird am Ende der Studie gegen jeden innerkirchlichen Fundamentalismus und das meist falschverstandene Diktum „außerhalb der Kirche kein Heil“ daran festgehalten: „Wenn auch mit der Ankunft Christi die eschatologische Zeit schon gekommen ist, ... bleiben die nichtchristlichen Religionen, wenn sie auch vor der absoluten Neuheit Christi ‚alte Dinge‘ sind, doch bestehen als legitime Möglichkeiten des Heils, solange es Menschen gibt, die sie guten Glaubens annehmen“ (208). Provokativer ausgedrückt: „Wenn Gott es für nötig hielte, daß die Menschheit zur Erlangung des Heils seinen Sohn kennen mußte, hätte er sich zu Beginn der Geschichte geoffenbart“ (159).

Wer sich ohne Begegnungen und konkrete Erfahrungen mit Schwarzen in Brasilien oder Afrika an dieses Buch heranwagt, wird seine Schwierigkeiten haben, diese so fremde, aber auch so faszinierende Lebens- und Glaubenswelt der Schwarzen zu verstehen; geht es doch um ein prozeßhaftes Sich-Einfühlen. Die sehr lebensnahen Beschreibungen und Reflexionen der Verfasserin helfen dazu. Ihre klare, abwechslungsreiche Sprache und die zahlreichen inhaltlichen Zusammenfassungen wie auch die gelehrten Anmerkungen lassen den interessierten Leser trotz der Schwierigkeit der Thematik nicht so leicht aufgehen.

Auch wenn die Arbeit theologisch ausgerichtet ist, sie eignet sich gut für eine intensive Vor- und Nachbereitung eines Aufenthalts in Brasilien. Sie hat für jeden „heilsgeschichtlich“ Interessierten einen besonderen Reiz.

Johanna Schreiner

Schipflinger, Thomas: *Sophia – Maria. Eine ganzheitliche Vision der Schöpfung. Ein Beitrag zum Marianischen Jahr und zum Millennium der „Taufe der Rus“* (KOINONIA. Schriftenreihe des Ostkirchlichen Instituts Regensburg Bd. VII. Hg. A. Rauch und P. Imhof). München/Zürich, Neue Stadt 1988, 348 S., geb., DM 38,-.

Th. Schipflinger ist der große Durchbruch gelungen: die Rede von der Gottesmutter und Jungfrau Maria, in allen Liturgien und Gebeten der Kirche präsent und doch für viele dort willkürlich erscheinend und isoliert vom allgemeinen Glaubensbewußtsein, zeigt sich als zentrales Symbol, in dem die Probleme der traditionellen Theologie ebenso wie die der modernen Psychologie, des Feminismus, des New Age, der Ökumene (auch der mit allen gläubigen Menschen) in überraschender Gesamtschau gelöst werden könnten.

Aber zunächst einmal wird der Leser, von der Aufmachung des Buches zu hohen Ansprüchen ermutigt, sich ärgern über Mängel des Buches. Es fehlt ein Inhaltsverzeichnis, das wenigstens annähernd die in dem Buch enthaltenen Schätze erkennen lässt. Dieser Mangel ist um so gravierender, als im Buch selbst aus der Gestaltung der Überschriften selten zu erkennen ist, ob ein neues Kapitel oder nur ein Abschnitt beginnt.

Es fehlt ein Verzeichnis der großartigen und sehr gut ausgewählten, meist farbigen Abbildungen aus allen Bereichen der christlichen Kunst und der Kunst anderer Religionen. Es fehlt dem Buch ein Verzeichnis der Abkürzungen, der Schriftstellen und der Gebete. Ein Sachregister tut not.

Mit Mut und Klarheit packt Schipflinger die Aufgabe an, das weibliche Prinzip in der Heiligen Dreifaltigkeit freizulegen.

- in essay-artigen Einzeluntersuchungen, historisch und systematisch
- in einer fortschreitenden Linie im Aufbau des Buches
- aus immer neuem Blickwinkel in der inhaltlichen Gestaltung
- das oft „Unsagbare“ mit Bildern, Zeichnungen, Gedichten, Gebeten, Kurzbiographien Sophia-bezeugender Persönlichkeiten darstellend.

Schipflinger schreibt ein Lesebuch, ein Meditationsbuch (z. B. die Deutung Logos/Sophia, Salomo/Sophia 71). Immer wieder bietet er einen neuen Einstieg, der das Erreichte in neuer Zusammenfassung erkennen lässt, wiederholt und so noch besser zu verstehen gibt. Auf diese Weise wird die Aufmerksamkeit gerade des theologisch ungeübten Lesers nicht ungebührlich beansprucht. Schipflinger spricht den marianisch frommen Leser ebenso an wie den feministisch offenen. Ein frischer Stil, sympathische persönliche Werturteile, überraschende Querverbindungen und Durchblicke, ehrliche Einblicke in den eigenen Studiengang – ein Beter schreibt, der gleichzeitig sorgfältig wissenschaftlich gearbeitet hat.

S. 152ff staunen wir mit Schipflinger „wie modern und für unsere Zeit der Umweltverschmutzung Louis-Claude de Saint Martin spricht. Er sieht die Sophia als Mutter des Kosmos. Eine solche Sicht verbindet wieder die Welt und die Natur mit ihrem Lebensprinzip, das ihr sowohl transzendent als auch immanent ist“. Hierzu auch die Deutung Teilhards de Chardin in einem eigenen Kapitel. „Früher war es die Regel, daß das Weltall lebt. Heute ist es die Regel, daß es tot ist. Mag sich die alte Regel auch physikalisch nicht bestätigt haben, hat man sie widerlegt? Ich kann nirgend etwas von einer solchen Widerlegung finden“, zitiert Schipflinger (216) Bargatzky. Unbefangen geht Schipflinger mit den Glaubenszeugnissen der anderen Religionen um, ganz im Sinne der Rundschreiben Johannes Pauls II., z. B. in der Erklärung der Berge im Buddhismus (161), oder bei schnellen Querverbindungen zwischen Anna Katharina Emmerich, der „Kronzeugin der Sophialehre“ (158) und dem Buddhismus (165ff). „Um auf den zukunftsträchtigen Glaubensschatz der einen

Christenheit, ja der gesamten religiösen Ökumene aufmerksam zu machen, wurde dieses Buch geschrieben“ (195).

Wichtig ist die Deutung von Jacob Böhme, des bei uns kaum bekannten protestantischen Denkers, hilfreich die klare Darstellung seines Zeugnisses: selbst Hegel fand Böhme schwer verständlich, obwohl er ihn schätzte. Der russische Priester und Philosoph Paul Florenskij wird vorgestellt (und dabei auch M. M. Speranskij).

Faszinierend sind die ganzheitlichen Deutungen der Natur bei Kopernikus, Nikolaus von Kues, Fechner (214ff). Unbefangen ist Schipflinger im Umgang mit den neuzeitlichen und modernen Denkern ebenso wie mit den Verkürzungen der Schultheologie. Rupert Sheldrakes „morphogenetische Kraft ist die sophia technites von Weisheit 7,22“ (211); obwohl die christologische Deutung der Sophia nicht befriedigen kann, sieht Schipflinger sie als wichtig an für die rechtgläubige Entwicklung der katholischen Theologie, weil sie die Weiblichkeit Christi betont und Christi fraulich-mütterliche Anima-Seite (225). Unbefangen waren ja auch die ersten Christen und Autoren des Neuen Testaments, als sie den Heiligen Geist schon bei der Taufe Jesu als die Taube herabsteigen lassen, das Symbol der Braut (Hoheslied 5,2), den Vogel der Liebesgöttin Ishtar (Taube = griechisch ‚peristera‘! – 319f).

Manche Leser fangen mit dem Literaturverzeichnis eines Buches an, um zu sehen, welche Gedanken der Autor als Grundlage hat. Ich empfehle die Zusammenfassungen zur Rolle der Religionen 287, zur mütterlichen Dimension in Gott 288, zur Vergöttlichung 296, zum Gebetstag in Assisi 298, zu „Nostra aetate“ 302, zum Ausblick 324: „Die Lehre von der Weiblichkeit des Hl. Geistes und von dessen vollkommenstem geschaffenen Abbild SOPHIA-MARIA scheint die Theologie der Zukunft zu sein.“ Solche Theologie könnte dann auch das filioque neu bedenken und seine Notwendigkeit in einer bestimmten theologischen Sprache. Wenn der Geist weiblich ist, ist das filioque nicht notwendig: der frauliche Gottesgeist nimmt Wohnung in Maria und macht sie würdig und anziehend für Gottvater. Des Vaters Kraft überschattet sie, und sie wird schwanger – der Sohn wird ge-

boren aus dieser Einheit des Vaters und des mütterlichen Geistes. Schipflinger stellt dar, was die Kirche seit Jahrhunderten gelehrt hat, was aber verdrängt ist. Gegen diese Verdrängung protestieren heute viele, mancher, ohne genau zu wissen, was eigentlich fehlt, versucht das Fehlende zurückzuholen in Vergötzung der Autorität in der Kirche oder über die Verehrung einer Mariengestalt, die von uns abgelöst ist und als Zauberin auftreten muß. Ihnen zeigt Schipflinger die richtigen Verbindungen.

Klaus Wyrwoll

Grom, Bernhard: Anthroposophie und Christentum, München, Kösel 1989. 200 S., Tb., DM 29,80.

In vieler Hinsicht ist das Buch des Professors an der Hochschule für Philosophie. München, vorbildlich. P. Grom SJ kennt die Anthroposophie, geht souverän mit ihren Quellen um (vgl. die Bibliographie, in der unter anderem wichtige Bücher Rudolf Steiners aus seinen über 350 aufgelistet werden), steht mit manchen Anthroposophen im Gespräch und kann das Ganze klug, verständlich und pädagogisch geschickt darbieten. So werden wir erst in das ganz und gar nicht einheitliche Werk Steiners eingeführt und können seine Entwicklung mitmachen. Dabei tauchen all die wichtigen Themen auf: Symbolbetrachtung, karma-Erkenntnis, Akasha-Chronik, Reinkarnation, Erziehungs(Waldorf)- und Heil-Kunst (Homöopathie), Christusimpuls, Eurhythmie usw. Ich bin überzeugt, daß mancher Anthroposoph bei B. Grom in die Schule gehen kann und sich über ihn selbst neu verstehen wird.

Dann erst kommt die behutsame Kritik in verschiedenen Stufen: Brauchen die Reformideen Steiners wirklich seine „geisteswissenschaftliche Menschenkunde“? Was verknüpft sich mit der meditativen Geistesbildung Steiners? Haben wir hier nicht doch eine Weltanschauung, in der der Mensch Herr des Schicksals sein will? Ein Grundanliegen Groms ist es: den echten Dialog mit der Anthroposophie zu erbitten, die echte Konfrontation der anthroposophischen Lehrsätze mit den anerkannten Erkenntnissen von Psychologie und Pädagogik. Das drückt schon Groms Stil aus,

der immer wieder in Fragen an den anthroposophischen Partner endet.

Am Schluß finden sich neben Zeittafel, Bibliographie ein eher doktrinärer und ein poetischer Text Steiners (dazu seine Theorie der Weltentwicklung). Groms behutsame Ausgeglichenheit sollte für ähnliche Unternehmungen vorbildlich werden. Mit dem vorliegenden Buch gibt er auf jeden Fall beiden Gesprächspartnern eine vorzügliche Dialog-Basis. *Josef Sudbrack SJ*

Geist und Natur. Über den Widerspruch zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und philosophischer Welterfahrung. Hg. Hans-Peter Dürr und Walter Ch. Zimmerli. Bern/München/Wien, Scherz-Verlag 1989. 416 S., geb., DM 39,80.

Aus den Vorträgen des Mammutkongresses „Geist und Natur“ (Hannover, Pfingstwoche 1988), den die Kritik allgemein (außer rechts-orientierte Blätter) als verfehlt und in New-Age-Ideologie abschwimmend bloßstellte, ist eine „bewußt“ anders, „abweichend“ akzentuierte Auswahl zusammengestellt worden. Doch auch sie zeigt das Schillernde des „Gesprächs“ zwischen „naturwissenschaftlicher Erkenntnis“ und „philosophischer Welterfahrung“ zu dem – man vernehme und staune – keine Frauen (als Zuhörer immer in Überzahl) – und keine Schwarzen eingeladen waren. Schon die beiden ersten (in sich hervorragenden) Beiträge zeigen es. Bei Carl Friedrich von Weizsäcker spürt man den Versuch einer „holistischen“ Weltdeutung (25). Hans-Peter Dürr, der Nachfolger Heisenbergs und Träger des alternativen Friedens-Nobel-Preises schreibt hingegen: „Die „naturwissenschaftliche Welt unterscheidet sich... auch qualitativ (nicht nur quantitativ, weil sie nur einen winzigen Ausschnitt der Wirklichkeit abbildet) von der eigentlichen Wirklichkeit, von der sie ein projektives Abbild ist.“ (33) Und Hans Jonas zeigt im gleichen 1. Kapitel sogar: „So führt uns die Selbsterfahrung des Geistes und zumal seines denkenden Ausgreifens ins Transzendentale... zum Postulat eines Geisthaften, Denkenden, Transzendenten am Ursprung aller Dinge“ (69f).

Im Kapitel über Religion usw. (getrennt vom Kapitel über Mystik usw., und von dem über Spiritualität usw.) versucht Rocque Lobo die „Samadhi-Erfahrung in Yoga und Zen“ von biologisch meßbaren Daten her (Herzrhythmus, Körpertemperatur, Alpha- und Theta-Ströme des Hirns) als Selbsterfahrung „als Prinzip der Zeiterfahrung schlechthin“, areligiös zu deuten. Für die anderen Autoren hingegen (Michael von Brück, Hugo M. Enomiya-Lassalle, David Steindl-Rast) ist dies eine „Transzenderenzfahrung“, in der sich die Religionen (Hinduismus, Buddhismus, Christentum) eins sind und sich in ihrem historisch gewordenen Konfessionalismus relativieren (z.B. 286). Man muß Autoren in anderen Großkapiteln aufschlagen (z.B. Seyyed Hossein Nasr oder noch stärker Roger Garaudy), um zu erfahren, daß damit weder der Tatsachenbestand und noch weniger das Selbstverständnis der Religionen Ge rechtigkeit erfahren.

Glücklicherweise sind zwei scharfe Kritiken der New-Age-Spiritualität mitaufgenommen; der Amerikaner Hans Sebald, der Fr. Capra (und implizit damit auch den erwähnten drei Autoren des Kapitels über Religion) „triviale Semantik“ usw., vorwirft: „New-Age-Jünger haben anscheinend auch keine Probleme mit Logik oder Unvereinbarkeit, wenn sie Hindu-Begriffe mit christlichen Vorstellungen verbinden“ (318, 323); und Christof Schorsch, der nach anfänglicher Begeisterung für die holistische Ideologie sich nun bewußt davon distanziert.

Doch der Grundmangel des Hannovera ner-Kongresses kehrt im Buch wieder: ein Gespräch findet (fand) nicht statt.

Josef Sudbrack SJ

Hubert, Florian: Menschlich leben lernen. Das behavioristische Menschen bild B. F. Skimmers aus moraltheologischer Sicht. Würzburg, Echter, 1988. 214 S., geb., DM 39,-.

Der Behaviorismus ist eine bestimmte For schungsrichtung der Psychologie, die Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA ent standen ist und die menschliches Verhalten auf mathematikähnliche Gesetzmäßigkei

ten zurückführen zu können glaubt. Menschliches Verhalten ist in überwiegendem Maß gelerntes Verhalten und erschöpft sich fast ausschließlich in Reaktionen auf äußere Reize. Das erklärte Ziel des B. ist die Verhaltenssteuerung, die durch die geplante Verstärkerwirkung von Belohnung und/oder Bestrafung ermöglicht wird.

Florian Huber setzt sich nun in seiner Dissertation mit dem B. von B. F. Skinner (geb. 1904) auseinander. Hubers Einführung in die Welt des B. (1. Teil) ist geprägt von der inhaltlichen Bestimmung zahlreicher Begriffe und Unterscheidungen, die im behavioristischen Sprachspiel eine genau abgegrenzte Bedeutung haben. Skinner entwickelt das Prinzip der operanten Konditionierung, das das spontane, ursprünglich nicht von der Umwelt ausgelöste Verhalten als gegeben anerkennt, das er auf dem Weg der Verstärkung in eine stabile Verbindung mit der Umwelt bringt.

Die Reflexion über das behavioristische Menschenbild B. F. Skinners (2. Teil) zeigt auf, daß Skinner seinen B. auf das Wissenschaftsideal des Neopositivismus des Wiener Kreises gründet. Er ist extremer Positivist und die Physik als Ideal mathematischer Exaktheit fasziniert ihn vor allem in ihrem Aspekt der Vorhersagbarkeit ablaufender Gesetzmäßigkeiten, der für Skinner auch im menschlichen Verhalten von vorrangigem Interesse ist. Da für Skinner Vorhersage und Kontrolle des Verhaltens besonders wichtig sind, stehen die Lernprozesse im Vordergrund, werden genetische Bedingungen vernachlässigt und die Bedeutung psychischer innerer Ursachen als fiktiv abgelehnt. Skinner zielt in allem auf die Möglichkeit einer Verhaltenssteuerung ab. Er stellt sich mit seinem Unterfangen in die geistige Entwicklungslinie des von René Descartes initiierten mechanistischen Menschenbildes. Die Person ist dann nichts anderes als eine (jeweils einzigartige) Ansammlung von Verhaltensmustern, das soziale Verhalten wird restlos aus dem Individualverhalten erklärt und der religiöse Mensch ist für Skinner einer, „dessen Verhalten voll und ganz durch die angewandten Kontrolltechniken“ – sei es durch die Instanz eines einzelnen Medizinmannes oder durch die Instanz einer wohlorgani-

sierten Kirche – „begründet werden kann“ (148).

Bei der Beurteilung des behavioristischen Menschenbildes B. F. Skinners aus moraltheologischer Sicht (3. Teil) kritisiert Huber zunächst den Absolutheitsanspruch Skinners, die einzig glückbringende Alternative für ein wahrhaft menschliches Leben anbieten zu können, und weist dann auf den großen Einfluß der Skinnerschen Theorie vor allem im Bereich der Pädagogik hin. Die zentralen Widersprüche zu Skinner ergeben sich aber aus seiner deterministischen Position, die zu einer alles betreffenden Entschuldigungsstrategie wird und dem christlichen Menschenbild, das durch die Anerkennung von Freiheit und Verantwortung geprägt ist, diametral gegenübersteht. Angesichts des traurigen Zustandes unserer Welt hilft laut Skinner nicht die Rückkehr zu Moral und Ethik, sondern nur die Schaffung besserer Umwelten für den Menschen. Dabei wird ein Widerspruch des B. in sich selbst deutlich, denn die Planer und Kontrolleure des menschlichen Verhaltens treiben den Gang in eine bessere Zukunft „in einer behavioristisch eigentlich nicht vorhanden sein dürfen“ Eigenverantwortlichkeit“ (172) voran.

Darüberhinaus ortet Huber bei Skinner eine pelagianische Grundhaltung, weil dessen Verhaltenswissenschaft – wenn auch unter geänderten Vorzeichen – praktisch in pelagianischer Manier die Selbsterlösung des Menschen in Angriff nimmt. Zudem zeigt sich eine Verwandtschaft mit kollektivistischen Ideen, bei denen das Individuum auf der Strecke bleibt. In der Skinnerschen Utopie wird der Mensch zu einem geschichtslosen Wesen degradiert, ganz im Gegenteil zur Sicht einer christlichen Moraltheologie.

Für den Bereich der Pädagogik gilt, daß Skinner Erziehung mit Dressur und Domestifikation verwechselt. Das hat mit der moralpädagogischen Perspektive einer dialogisch-personalen Konzeption der Lehrer-Schüler-Beziehung äußerst wenig zu tun.

Kritisch anzufragen ist, ob im 1. Teil die zahlreichen Unterscheidungen und die mit nur wenigen Beispielen aufgelockerten Definitionen den mit der Welt des B. weniger vertrauten Leser nicht doch ziemlich über-

fordern. Nach dem gut gelungenen 2. Teil ist zum 3. Teil anzumerken, daß Huber für das christliche Menschenbild einen „realistischen Begriff der Freiheit“ (164) beansprucht, diesen wichtigen Begriff aber nicht näherin präzisiert. In der Frage der Geschichtlichkeit des Menschen aus moraltheologischer Sicht scheint ein Hinweis auf die mehrfache Behandlung dieser Thematik bei Klaus Demmer sinnvoll. Im Gesamten erweckt Huber den Eindruck, Skinners Ideen von einer einheitlichen moraltheologischen Position aus zu bewerten. Die wichtigsten Grunddaten gegenwärtiger christlicher Moraltheologie, wie Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen, die Einzigartigkeit seiner Person und sein Sozial- und Transzendenzbezug, werden aber nur kurz angesprochen und nicht näher ausgeführt. Im Speziellen scheint Huber dem dialogisch-personalen Ansatz H. Rotters verpflichtet zu sein (vgl. 188), während das weitere Spektrum sonstiger kath. Moraltheologie kaum zur Sprache kommt.

In einem kompakten Schlußexkurs fördert Huber interessante Details aus der Biographie Skinners zutage und stellt frappierende Beziehungen zu Skinners späteren wissenschaftlichen Standpunkten her, die darin münden, das deterministische Menschenbild des B. als historisch abkünftig vom Determinismus des Calvinismus zu erweisen. Aus Gründen leichterer Lesbarkeit und einer lebendigeren Hinführung zum Thema wäre es günstiger gewesen, diesen Schlußexkurs – etwas erweitert – anstelle der sehr abstrakt klingenden Begriffserklärungen als Einleitungsteil zu verwenden.

Ohne Zweifel ist es aber ein Verdienst dieser Arbeit, auf die Gefährlichkeit behavioristischer Utopien in der Ausprägung Skinners hingewiesen und zudem die Frage nach einer zeitgemäßen christlichen Anthropologie neu aufgeworfen zu haben, wenngleich diese nur sehr umrißhaft zum Vorschein gekommen ist.

Gerhard Gansterer

Gerl, Hanna-Barbara: Die bekannte Unbekannte, Frauenbilder in der Kultur- und Geistesgeschichte. Mainz, Grünewald 1989, 2. erg. Aufl., 164 S., kt., DM 24,80.

Die Autorin bietet einen Blick in die noch wenig bekannte, überreich gefüllte „Schatztruhe“ der Frauengeschichte. Was an inner- und außereuropäischem Datenmaterial von der Frühgeschichte, der Zeit der magisch-mütterlichen Macht der Frau bis heute universitär aufbereitet wurde, ist kritisch beleuchtet auf die Ideologisierung der historischen und theologischen Geschichtsschreibung und des jeweils zugrundeliegenden Menschenbildes hin. Wie das Bemühen der feministisch orientierten Arbeiten von der philosophisch-theologischen bis hin zur politischen Couleur zeigt, birgt jede aufarbeitende Erinnerung Gefährdungen. Mann und Frau fühlen sich verunsichert, die einen empfinden die Frauenfrage schließlich als totgelaufen und wollen nichts mehr ändern, die anderen sehen sich erst am Beginn einer neuen Epoche der Menschlichkeit und klagen über die Halsstarrigkeit verschiedener gesellschaftlicher wie kirchlicher Gruppen. Hanna-Barbara Gerl entwirft in neun Kapiteln eine sich von ideologischem Überbau befreende Synthese mit dem Appell: nur „im richtigen Wahr-Nehmen unserer Herkunft schließt sich auch die Zukunft auf“. Aufgrund der neuesten Forschungslage erscheint ihr unsere Verklärung sogenannter „matrilinearer Mutterkulturen“ fraglich, fraglich bleibt aber auch das Bemühen, das Verhältnis von Mann und Frau allein auf der Animus/Animabene neu zu bestimmen, wie von C. G. Jung her in kirchlichen Kreisen oft einschränkend versucht wird. Die noch heute vorhandenen Beschränkungen der Frau in Kirche und Gesellschaft müssen je neu auf ihren gültigen Bestand befragt werden; die Frage nach „weiblicher Identität“, dem Marienbild in der Kirche, dem Umgang mit der modisch-mythischen Verehrung der „Mutter Erde“ und „weiblicher Kräfte“ muß ohne erneute Kriegserklärung an die Frauen hilfreich beantwortet werden.

Die Autorin skizziert auch einen Maßnahmenkatalog (4. Kapitel, Arbeit an einer künftigen Beziehung: Frau und Kirche) für die praktisch-technische Lösung der angestaunten Mängel und Notwendigkeiten des erlebten (erlittenen und neu versuchten) Zueinanders von Frau und Mann. Der bisweilen wegen seiner Dichte und der philosophisch-symbolischen Sprache sehr for-

dernde Aufriß zum geschichtlichen Frauenbild mündet in der Einsicht, daß gerade christliche Nachfolge angesichts der alt- und neutestamentlichen Bildersprache, die Gott gleichermaßen mütterlich wie väterlich sein läßt, in der „Frauenfrage“ Neues und nicht bloß Wiederholtes zuwegebringen läßt.

Elisabeth Noske

Ause, Monika: Monuments des Todes – Dokumente des Lebens? Christliche Friedhofs- und Grabmalgestaltung heute. Münsteraner Theologische Abhandlungen 1. Altenberge, Telos Verlag 1988. 260 S., DM 34,80.

„Die ‚Totenliturgie‘ soll deutlicher den österlichen Sinn des christlichen Todes ausdrücken.“ So hatte es die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums gefordert. Diesem veränderten Glaubensaussdruck war ein Umdenken in der Theologie vorausgegangen. Gegenstand der hier vorliegenden Untersuchung, die nahezu 100 Friedhöfe auf dem Gebiet der Bundesrepublik berücksichtigt, ist die Frage, inwieweit diese Veränderungen sich auch in der Grabmalgestaltung unseres Jahrhunderts wiederfinden.

In einem einleitenden Kapitel werden die „traditionellen“ Lehräußerungen der Kirche über den Tod, sowie neuere Versuche einer Todesdeutung sowohl katholischer als auch evangelischer Theologen unserer Zeit (z. B. Rahner, Boros, Jüngel, Metz, Sölle) und der „Katholische Erwachsenenkatechismus“ von 1985 skizziert. Es folgt ein Gang über unsere Friedhöfe in Wort und Bild, d. h. eine erste Bestandsaufnahme des Materials: die Grabmäler als Spiegel ambivalenter Erfahrung. Worte als Zeugen und Symbole als Zeichen des Glaubens, biblische Gestalten und Heilige als Vor-Bilder, biblische Szenen und Gleichnisse, andersartige Variationen. Theolo-

gisch analysiert und beurteilt wird das Ganze dann im 3. Kapitel: Welchem Gott begegnen wir im Tod? Was bedeutet das Sterben Jesu für uns? Welche Rolle spielt das Leben vor dem Tod? Welche Zukunft dürfen die Toten erwarten? Wie ist eine Beziehung zwischen Lebenden und Toten möglich? Besondere Exkurse befassen sich mit den Gräbern von Kriegstoten, Kindern und Jugendlichen. Das abschließende 4. Kapitel stellt dann noch einmal alle gefundenen Texte systematisch vor (was mehr als die Hälfte des Buches umfaßt). Einen visuellen Eindruck des Themas vermittelten 36 ausgewählte Bild-Beispiele.

Die Botschaft der Untersuchung läßt sich kaum in wenigen Worten zusammenfassen. Man solle sich für die Lektüre viel Zeit lassen. Schließlich hat die Autorin in mehr als siebenjähriger sorgfältiger Arbeit eine reichhaltige Fundgrube meditativer Todesdeutungen zusammengestellt. Im Grunde aber werden die beiden Arbeitshypthesen bestätigt: Daß die neuere Theologie „Glaubenseinstellungen“ aufgearbeitet hat, die bereits vor ihrer Zeit in der Volksfrömmigkeit ihren konkreten Ausdruck fanden (1. These), und daß gleichzeitig durch die neuere theologische Reflexion wieder das Glaubensverständnis der Christen beeinflußt wird (2. These).

Allerdings ist auch von der zunehmenden Kommerzialisierung der Grablegung, von drohendem Überhandnehmen der Grabmalindustrie und von den wachsenden Zahlen der anonymen Bestattungen die Rede. Daher schließt die Arbeit mit etlichen Anregungen und Appellen: Den Tod nicht zu verschweigen, sondern in der Verkündigung, im Unterricht, in Gesprächen zu thematisieren und Hilfen zur persönlichen Auseinandersetzung zu geben. Die große Zahl überzeugender Beispiele christlicher Grabmalgestaltung, die in diesem Buch vorgestellt wurden, möchte dazu ermutigen.

Franz-Josef Steinmetz SJ